

Brecher, Daniel Cil: Fremd in Zion. Aufzeichnungen eines Unzuverlässigen. Deutsche Verlags-Anstalt: München 2005. 416 S.

Die kritische Auseinandersetzung mit der israelischen Politik ist auch unter deutschen Juden / Juden in Deutschland in Bewegung gekommen. Mögen manche ihrer Repräsentanten auch vor der Gefahr warnen, dass die Beanstandungen antisemitische Gefühlslagen bedienen könnten, so sind in persönlichen Gesprächen außerhalb des öffentlichen Raums Enttäuschung und Frustration geläufig geworden. Wie kann es auch anders sein, wenn man nicht auf den untauglichen Versuch verfallen will, in zwei Wertewelten zu leben – in der einen, in der man zu Recht auf die Normen von Liberalität, Rechtsstaatlichkeit und Pluralismus als den Grundlagen des Verfassungsstaates pocht, und der anderen, die sich mehr und mehr von der Praxis der gelebten Demokratie zu verabschieden droht, vor der man die Augen verschließt. Wie schwer die Eindeutigkeit fallen mag, belegt der Begriff „Diaspora“, zu der logischerweise ein „Zentrum“ gehören muss.

Daniel Cil Brecher ist 1951 in Israel geboren, seine Eltern überstanden die Shoah. Die Mutter stammte aus Prag, der Vater aus Czernowitz. Mehrfach bezeichnet sich der Autor als „deutscher Jude“, der mit zwei Sprachen aufwuchs und sich während seiner Schul- und Studienzeit in Düsseldorf seit 1956 zwischen den Polen jüdischer und nichtjüdischer Freunde bewegte. Zwanzig Jahre später zog es ihn wieder in das Land seiner Geburt, um gemäß israelischer Tradition den Wehrdienst abzuleisten. Agitatoren auf der Linken, der er sich zugehörig fühlte, mit antijüdischen Stereotypen verstärkten seinen Entschluss und vermischten sich mit zionistischen Überzeugungen.

Doch die problematische „Erziehung zum Israeli“ stießen ihn nicht weniger ab. Hinzu kamen Schwierigkeiten, mit intellektuellem Gewinn beruflich Fuß zu fassen, und als Folge soziale Heimatlosigkeit. Diese Umstände bewogen den Autor, sich „von einer monolithischen, national geprägten jüdischen Identität hin zu einer heterogenen, multikulturellen“ zu bewegen, „in der Juden als Träger jüdischer ebenso wie nichtjüdischer kultureller Traditionen erscheinen“. Die Bande der „ethnischen Solidarität“, was Brecher über die durch die Shoah vermittelte Schicksalsgemeinschaft hinaus auch darunter verstehen mag, zerbrachen.

Sein nüchterner Bericht mit Tönen des zeitweiligen Selbstzweifels und der Fehleinschätzungen umfasst die Jahre bis 1984 mit einem in die Gegenwart reichenden Nachwort und ist das Ergebnis einer doppelten Perspektive: Brecher beschreibt seine Jugend in der deutschen Nachkriegszeit, in der antijüdische Einstellungen und Gefühlslagen alles andere als überwunden waren und in der sich die jüdische Minderheit, bestehend vor allem aus den osteuropäischen Überlebenden der Shoah, nicht ohne Grund nach außen abschottete, wenn auch mit Anflügen von Selbstgerechtigkeit. Der zweite Teil besteht ebenfalls aus der Mischung von autobiographischer Chronik und politischer Reflexion dessen, was die jüngere Geschichte Israels weitgehend bestimmt: die komplizierten Beziehungen zu den Staatsbürgern arabischer Volkszugehörigkeit im Innern und die Besatzung in den palästinensischen Gebieten, auf die junge Soldaten in den Erziehungseinheiten der Armee vorbereitet werden. In ihnen arbeitete der Autor widerwillig, um dem Dienst an der Waffe zu entgehen.

Wie selten in der Literatur gelingt es Brecher, anhand empirischer Belege die Parallelisierung zwischen Hitler und Arafat und ihren Einfluss auf die öffentlichen Psyche darzustellen – gipfelnd in den Jugend- und Soldatenreisen zur Gedenkstätte Auschwitz, die auf die Stärkung der Theorie vom politischen Zionismus als Erfüllung der jüdischen Geschichte hinauslaufen. In den internationalen Beziehungen kam die Abwehr der Vorstellung von den Schafen, die sich zur Schlachtbank hätten treiben lassen, erstmals Ende der siebziger Jahre im Verdammungsurteil Menachem Begins zum Ausdruck, als er Helmut Schmidt nach dessen Staatsbesuch in Saudi-Arabien, bei dem es auch um deutsche Waffenlieferungen ging, in die Nähe der Nazimörder rückte; die Amalek-Geschichte (Ex. 17,14) stand Pate. Es war die Zeit, zu der die nationale Komponente der „palästinensischen Frage“ nicht länger zu ignorieren war und sich die israelische Politik immer stärker dagegen verwahrte, dass die ›unveräußerlichen Rechte des jüdischen Volkes auf Judäa und Samaria‹ – die Westbank – geschmälert würden.

„Wie wenig ›zu Hause‹ ich mich in Deutschland auch fühlte, Israel war keine Alternative.“ Es ist zu wünschen, dass nicht nur die israelischen Erfahrungen des Autors rezipiert werden – seine „Wandlung zum Gegner des Zionismus“, wie er schreibt –, sondern auch die zeitgeschichtlichen

Umstände jüdischen Lebens in der Bundesrepublik gebührende Beachtung finden, die in Gestalt des polizeilichen Schutzes jüdischer Einrichtungen sowie in der oft hilflosen Abwehr von Rechtsextremismus und Neonazismus ihren Niederschlag finden. Ansonsten könnte sich das Urteil über manche „Experten“ bestätigen, dass ihnen der Nahe Osten näher als Deutschland liege. Brecher hat wohlweislich an einem dritten Ort seinen Lebensmittelpunkt gesucht.

Kleine Schwächen bei der Wiedergabe von Namen (richtig „von Weisl“, statt „von Weisel“), bei der Interpretation der Resolution 194 vom Dezember 1949 (hier wird auch die Bereitschaft der palästinensischen Flüchtlinge zum Leben in Frieden mit ihren israelischen Nachbarn verlangt) sowie bei der Datierung der ersten Siedlung auf den Golanhöhen (sie führt in den Juli 1967 zurück, und zwar ausgerechnet auf Veranlassung der linken „Mapam“) und der israelisch-palästinensischen Gespräche im ägyptischen Badeort Taba (die bereits im Januar 2001 zu Ende gingen), schwächen nicht den exzellenten Eindruck, denen Brechers Reflexionen und Analysen hinterlassen.

Reiner Bernstein